

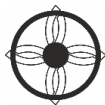
Jürgen Knobel  
Vermächtnis des Fischers

Jürgen Knobel ist 1962 in Meersburg am Bodensee geboren. Dem Studium an der Bodensee-Kunstschule in Konstanz und der UdK in Berlin folgten Jahre künstlerischen Wirkens. 1994 Studium der Theologie mit anschließender Priesterweihe. Lebt seit 2014 als christlicher Eremit in Brandenburg.

Jürgen Knobel

# **Vermächtnis des Fischers**

Über das Wirkliche



**editio florum**

## **Impressum**

Text: © 2026 Copyright by Jürgen Knobel

Umschlag: © 2026 Copyright by Jürgen Knobel

Verantwortlich  
für den Inhalt:

Jürgen Knobel  
Am Wutzsee 14  
16835 Lindow (Mark)  
[juergen.knobel@proton.me](mailto:juergen.knobel@proton.me)  
[www.eremitage-am-see.de](http://www.eremitage-am-see.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig.

Druck: epubli – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

Leg mich wie ein Siegel auf dein Herz,  
wie ein Siegel auf deinen Arm.  
Denn stark wie der Tod ist die Liebe ...  
Große Wasser können die Liebe nicht löschen,  
Ströme schwemmen sie nicht hinweg.

(Hohelied 8, 6 -7)

Furcht ist nicht in der Liebe, denn  
vollkommene Liebe treibt die Furcht aus.

(1 Johannes 4, 18)



**L**iebe, heißt es irgendwo, vertreibe jede Furcht. Sie sei so stark wie der Tod und würde ewig nicht ausgelöscht ...

Furcht begleitet naturgemäß menschliches Leid. In unterschiedlicher und je ganz eigentümlicher Weise tritt es auf. Ungefragt gesellt es sich zu unserem Leben. Zeigt ihm seine Grenzen auf. Stößt es zuweilen in Abgründe ...

In allem, was wir erleben, tastend suchen, erfahren, zeigt es sich früher oder später. Gerade in den angenehmen, beglückenden Augenblicken unseres Lebens. Den schönen Stunden und Tagen gelungener Beziehung, erfahrener Liebe und gegenseitiger Zuwendung, – verbirgt sich ein leiser, nie ganz abwesender Schmerz ... – des Abschieds.

Ist es das? Unsere versteckte und doch immer gegenwärtige Ahnung eines drohenden Verlusts? Ist es die unausweichliche Einsicht, dass wir nichts dauerhaft festhalten und wirklich zu

eigen erwerben können? Allem folgt unweigerlich das Loslassen, der Abschied. Und am Ende der Tod, als das letzte große und unabwendbare Loslassen, vor dem sich jede Tat, jeder Wert und Sinn rechtfertigen müssen.

Manchmal stürzt das Leid unbarmherzig brutal in das Leben, plötzlich, mit vernichtender Kraft. In einer scheinbaren Sinnlosigkeit umso weniger annehmbar: eine plötzliche Krankheit, ein Verbrechen, ein Unfall ...

So bezahlen wir alles mit einem Abschied: jede schöne Stunde unbeschwerten Glücks und die so seltenen Augenblicke echter Freude. Die Blume verwelkt, die Kindheit ist ein Land, in das es kein Zurück gibt. Und des reifen Menschen Tat? Bleibt schließlich nur die Erinnerung?

Diese Gedanken entsprechen gerade nicht einem Zustand, in dem der große Sinn gefunden und die befreiende Kraft der Liebe erfahren wurde. Ihre Ursache liegt darin, dass ich nicht gern



Abschied nehme. Bin ich doch ein Mensch des Kommens, nicht des Gehens.

Dazu trauere ich noch immer meiner Beziehung mit Britta nach. Unbeschwerte Stunden heiteren Beisammenseins, Flug der Liebe und ewige Treueschwüre hielten nur das Frühjahr und den Sommer eines Jahres ...

Dann, dieser große Briefumschlag. Meine Vermieterin muss ihn mir gestern ins Zimmer gelegt haben. Er ist sorgfältig versiegelt, wie es mein Großvater immer macht, wenn er mir schreibt. Etwas Schweres ist darin ... Ich kam nicht dazu, ihn zu öffnen ... Weil ...?

Mein Großvater! Als kleiner Bub hatte ich meine Sommerferien oft bei ihm am See verbracht. Manches Mal schaute ich bewundernd zu, wie er ein Päckchen einpackte und mit seiner klaren Handschrift versah. Sein Interesse für Malerei regte mich zum Kunststudium an. Eine Zeit lang fesselte mich sein großes Idol, der Impressionist

Hans Dieter. Mich faszinierte, wie dieser unbelehrbare Romantiker, sich von einer Kultur, die schon ganz anders malte, weder das Licht, noch die Zartheit der Farben oder die verklärende Stille in seinen Bildern austreiben ließ. Sich selbst treu, ging er unbeirrbar seinen Weg.

Eine Gemäldekarte dieses Malers liegt im Umschlag. Ihr Titel: "Einer geht seinen Weg". In heiterer Gelassenheit schreitet ein hagerer Mann auf einer breiten, sich zum unteren Bildrand hin öffnenden Landstraße, direkt dem Bildbetrachter entgegen. Er trägt altmodische Kleider und lächelt. Gerade kam er an einer kleinen Eberesche vorbei. In der erhobenen rechten Hand hält er einen Zweig jenes Bäumchens. Er ist mit den typischen runden orangen Früchten behangen. Hinter ihm verliert sich der immer dünner werdende Weg am Horizont einer lichtdurchfluteten Landschaft. Himmel und Erde verschmelzen sich darin.

"Einer geht seinen Weg" – das passt zu dem

Mann auf dem Bild, es passt zu Hans Dieter und zu meinem Großvater, der durch so viele Widerstände hindurch immer seinen Weg fand. Vor allem aber trifft es auf jene Person zu, die alle, die sie kannten, nur den "Fischer" nannten. Um ihn ging es in der Nachricht. Sie ist auf das Wesentlichste beschränkt: „Lieber Josef, der Fischer ist tot. Bei meinem letzten Besuch bat er mich, dir den kleinen Leinenbeutel und das Kuvert zukommen zu lassen.“ Knapper geht's nicht. Der Stil meines Großvaters.

„Der Fischer ist tot!“: Kann der Fischer wirklich tot sein? Nach allem, was ich mit ihm erlebte, entzieht es sich meiner Vorstellung. Deutlich sehe ich ihn vor mir: sehr in sich selbst, ja, bis in die äußerste Tiefe seines inneren Wesens versunken. Ich sehe ihn an jenem Ort, an dem das Reich der Unsterblichkeit den Menschen umfängt. Dort, wo das Ganze, Allumfassende, für eine zärtliche Berührung unserer Seele bereit ist. Voll innerem und unerschütterlichem Frieden sehe ich ihn, sehe ihn, wie er unbeirrbar seinen

Weg geht. Von Horizont zu Horizont, lichte Landschaften, ja ganze Welten durchschreitend, bis zum äußeren Bildrand, auf einen ihn dort erwartenden Menschen zu! Nein! – Der Fischer ist nicht tot! Weitergegangen ist er und keiner hat es gemerkt.

Im Übrigen ist sein bürgerlicher Name, den aber niemand gebrauchte, auch er nicht, Hans Telge. Für jene, die ihn nicht näher kannten, war er einfach "der Fischer". Für alle anderen war er der "Fischer". Tatsächlich hatte der Fischer nie im eigentlichen Sinn gefischt, auch nicht geangelt. So war es Gegenstand mancher Spekulationen, warum der Fischer überhaupt Fischer genannt wurde – auch von jenen, die nicht verstanden, warum der Fischer, Fischer genannt wurde, und es trotzdem taten. Mit großer Wahrscheinlichkeit gab es wohl niemanden, der wusste, warum Hans Telge, "Fischer" genannt wurde.

Das erste Mal begegnete ich dem Fischer, als ich etwa 10 Jahre alt war. In einem jener Sommer,

die ich in gewohnter Regelmäßigkeit bei meinem Großvater am See verbrachte. Als altes Kulturland, schon von den Römern kolonialisiert, war die Gegend bestens geeignet, begabte und zuweilen auch sonderbare Charaktere anzuziehen. So auch jenen, den sie den Fischer nannten.

Sein schlichtes, großes Haus befindet sich am nördlichen Ende jenes romantischen Städtchens, in dem auch mein Großvater lebt. Es steht auf einer bewaldeten Anhöhe, die für den unkundigen Spaziergänger unverhofft einen eindrucksvollen Blick auf den See darunter freigibt. Der kürzeste Weg zum Fischer war dann auch nicht die Straße am See, sondern dieser Pfad durch den Wald.

Das alte Gemäuer umgibt eine Wiese mit zahlreichen Kirschbäumen. An seiner Vorderseite grenzen Haus und Garten direkt an die Weinberghänge. Es war der letzte, einer Reihe alter Bungalows, die sich in vornehmem Abstand voneinander, auf dieser Anhöhe hinzogen.

Unten von der Straße sah es aus, als müsse des Fischers Haus jeden Moment durch die Reben gleiten. Schon wähnte man das Haus in See stechen, wie ein Schiff, das nach dem Stapellauf seine Fahrt zum großen Meer antrat. Zu befürchten oder zu hoffen war das freilich nicht, zumindest äußerlich nicht. Der liebenswürdige Bewohner des Hauses, hatte das große Meer schon längst erreicht.

Die dem kundigen Seereisenden gewohnte Beschränkung auf das Wesentliche prägte dann auch die Atmosphäre seiner Wohnung. Als Kind begriff ich das nicht und staunte über die Leere und Aufgeräumtheit der Zimmer. Der Ursache dafür – das spürte ich allerdings auch als Kind – musste eine geheime Ordnung, ein verborgener Plan seines Bewohners zugrunde liegen. In allen Zimmern lagen sorgsam geschliffene Holzböden. Helle und dunkle, mal geölt, mal gewachst, aber immer waren es einfache Holzdielen. Überhaupt hatte alles in dem Haus den Charakter des Natürlichen und Einfachen.

Bei meinem ersten Besuch im Haus des Fischers hinterließen die scheinbar nicht vorhandenen Zimmerwände, den stärksten Eindruck auf mich. In jahrelanger Arbeit hatte er alle Wände seiner Wohnung, selbst die Türen, mit einem raffinierten ornamentalen Netzwerk von Holzleisten belegt. Darüber legte er ein weiteres, feineres Ornamentgefüge, in Art filigraner Verjüngung – und darauf noch ein drittes.

Das alles war so geschickt und plastisch angelegt, dass die dadurch entstandene Tiefenwirkung im Spiel von Licht und Schatten die Wände transparent erscheinen ließ. Vereinzelt gab es ein Möbelstück, eine fremdartige Skulptur oder sonst ein ausgewähltes Kunstwerk im Raum. An den Wänden befanden sich gut in das Netzwerk eingearbeitete Bildwerke; ein altes buddhistisches Mandala und ein gotisches Kreuz, das später noch eine Rolle spielen sollte, fielen mir besonders auf.

So durchschritt ich scheu und schüchtern das

Interieur des Hauses. Erhaschte die beschriebenen Eindrücke und schwieg. Derweil mich ein flüchtiger Blick des Fischers traf, bevor er mit meinem Großvater in die Bibliothek entschwand. Während ich wartete, überlegte ich mir, wie viele Modellboote man wohl aus all diesen Leisten hätte bauen können. Und wie es möglich war, dass der Fischer bei diesem komplizierten Netzwerk die Übersicht behielt. Und ob er nicht überhaupt zu bedauern sei, da er mit seiner Zeit nicht Besseres anzufangen wusste.



**A**uf dem Nachhauseweg hing ich weiter meinen kindlichen Gedanken nach. Währenddessen erzählte mir mein Großvater aus dem Leben des Fischers: dass der aus dem Westfälischen käme. Als junger Mann nach dem Architekturstudium viel herumreiste und sich auch längere Zeit in Indien aufhielt. Wegen einer Jugendliebe kehrte er nach Deutschland zurück. Es handelte sich um die Tochter eines wohlhabenden Geschäftsmannes seiner Heimatstadt. Vor dem hochtalentierten lag der aussichtsreiche Weg einer glanzvollen Karriere. Die Verlobungszeit näherte sich dem Ende, als ihn jedoch ein folgenschwerer Schicksalsschlag traf. Obwohl mit den Eltern seiner Braut alles einvernehmlich schien, traten mit dem Näherrücken der Hochzeit Vorbehalte des Vaters auf. Die Erwählte hielt diesen Einschüchterungen nicht stand – schließlich zerbrachen die Heiratspläne. Möglicherweise war der unkonventionelle Architekt dem Vater nicht standesgemäß genug. Nach einer Phase bitterster Enttäuschung nahm der Fischer seine frühere Reisetätigkeit wieder auf. Er besuchte ferne Län-

der, mit deren Kulturen er sich intensiv beschäftigte. Vor etlichen Jahren hätte er sich dann in dem ererbten Haus am See zurückgezogen.

Es war wenig, was über die Vergangenheit des Fischers umging, soviel schien jedoch sicher: dass er von der Architektur zur Kunst – von der Kunst zur Naturwissenschaft – von ihr zur Philosophie und später zur Religion fand. Auf einer höheren Ebene sei es ihm gelungen, diese verschiedenen Richtungen zu einer ganzheitlichen Sicht zu verbinden.

„Er betet viel, der Fischer“, hörte man die Leute zuweilen sagen, oder: „Er hat eine Quelle, von der wir nichts wissen.“ Später gab es einen Zeitpunkt, wo mich dieses so treffende seelische Gespür der einfachen Menschen ungemein aufbrachte. Warum konnten sie sich nicht um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern? In ihrer Ferneinschätzung glaubten sie, immer alles zu durchschauen und zu wissen – und taten es tatsächlich mit erschreckender Genauigkeit.

Viele suchten die Nähe des Fischers und baten ihn um Rat, wünschten Lebenshilfe oder spirituelle Weisung. Aufgrund einer Jahre zurückliegenden Begebenheit sprachen ihm manche sogar hellseherische Fähigkeiten zu. Es ging dabei um einen verschollenen Jungen. Als die verzweifelte Suchaktion der Eltern und der Polizei an ihr erfolgloses Ende kam, drangen die Eltern des Vermissten darauf, den Fischer um Hilfe zu bitten. Nach abwehrendem Zögern willigte er schließlich ein. Er begab sich in geistliche Versenkung und bestimmte dann nicht nur den genauen Hergang des Todes, sondern auch den Ort, an dem das Kind zu finden war. Wie er es beschrieben hatte, badete der Junge an einer abgelegenen Stelle des Sees und ertrank un bemerkt. Sein Leichnam trieb dann hinaus bis zum Untersee, wo er wochenlang verborgen im Schilfröhricht festhing. Es gab keinen Zweifel über den Hergang, und das Ganze machte auf die Bewohner rings um den See einen ungeheuren Eindruck. Noch manches Mal und ganz im Geheimen hätte der Fischer sich überreden las-

sen, solcherart Hilfe zu leisten –, sagt man.

Es blieb für mich nicht bei dieser ersten Begegnung. Die Anlässe, den Fischer aufzusuchen, nahmen zu. Immer öfter begleitete ich meinen Großvater bei seinen Besuchen oder wurde von ihm gebeten, etwas beim Fischer vorbeizubringen. Hatte der Fischer Besuch von Verwandten, wurde ich manchmal eingeladen, mit deren Kindern zu spielen. So wuchs nach und nach eine Vertrautheit zwischen dem Fischer und mir. Immer wieder hatte ich dabei das Gefühl, dass sein Blick forschend auf mir ruhte und er mich, wenn auch diskret, so doch genau beobachtete. Ab und zu verwickelte er mich in Gespräche, die über die verstandesmäßige Grenze eines Heranwachsenden führten – fast so, als wolle er herausfinden, wie weit meine jugendliche Seele für das Verständnis einer höheren Wirklichkeit offen und empfänglich sei. Einer Wirklichkeit, die ihn berührte und aus der heraus er lebte – die ihn aus den engen Grenzen des Daseins hinaus hob zu Räumen der Weite, des Friedens und des

Lichtes, die ich nur erahnen konnte. Er aber spürte in mir die verborgene Sehnsucht, mehr von dem Geheimnis, das ihn trug, zu erfahren.

Schritt für Schritt kam er meiner Sehnsucht entgegen, ohne mich in eine Schülerrolle zu drängen. Es gefiel ihm, wenn ich geradeheraus sagte, was ich dachte oder was mich bewegte. Dabei war eine gegenseitige Achtung zwischen uns, die niemals verletzt wurde.

Wie manch anderes erfuhr ich von meinem Großvater, dass der Fischer im innersten Bereich seiner Wohnung ein Zelt stehen hatte. In ihm betete und meditierte er – auf dem Boden unmittelbar daneben hatte er seinen Schlafplatz. Die Gewohnheit, auf dem Boden zu schlafen, soll er aus Asien mitgebracht haben. Andere sagten, er will der Erde näher sein. Das Zelt wiederum hieß es, hing mit seiner Vorstellung einer dreigliedrigen Wirklichkeit der Welt und unseres Lebens zusammen.

Bei dem, was mir mein Großvater über den Fischer erzählte, beließ er es in der Regel bei Andeutungen. Auch was die Sache mit dem Zelt und sein damit verbundenes Weltbild anbelangte. Offensichtlich hatte er Angst, mein jugendliches Gemüt zu überfordern oder zu langweilen. In Wahrheit war des Fischers Weltverständnis, wie ich später von ihm selbst erfuhr, einfach und packend. Es war Fundament eines außerordentlich klaren geistigen Gespürs für das, was wirklich ist. Dem gegenüber stand die tiefe Einsicht des Fischers über die Phänomene des Unwirklichen in unserem Leben, in unseren Wahrnehmungen, in unserem scheinbaren Erfassen der Welt. Oft sagte er: „Das, was die Menschen von sich und der Welt zu kennen meinen, ist das, was nicht bleibt, weil es nicht wirklich ist. Glaub mir, Josef, nur wenige bemühen sich, das zu kennen, was von ihnen bleiben wird.“ Seit ich den Fischer kannte, war er darauf bedacht, dieses "Bleibende" geistig zu durchdringen.

Eines Tages fragte ich ihn unverhohlen, warum

er innerhalb seiner Wohnung in einem Zelt lebe. Ich hoffte, ihn damit zu überraschen, da er nicht davon ausgehen konnte, dass ich es wusste. Mit stillem Vergnügen hörte er sich meine Frage an und sagte dann lächelnd: „Was glaubst du, wo du jetzt gerade bist?“ „Auf der Wiese, vor dem Haus“, antwortete ich. Auffallend ernst, erwiderte er: „Sonst nirgends?“ Beschämt, da ich den Hintergrund seiner Frage nicht verstand, gleichzeitig aber spürte, dass sie auf etwas Bedeutendes zielte, sagte ich: „Ist es möglich, an mehreren Orten gleichzeitig zu sein?“ Während er mir forschend in die Augen sah, sagte er: „Bist du denn nicht im selben Augenblick, da du hier stehst, auch ganz bei dir selbst, Josef, – bist selbst Ort?“

Die mystische Macht dieser Antwort überwältigte mich derart, dass ich Tage diesem Gespräch nachhing. Es setzte den Anfang für ein völlig neues Verständnis meines Selbst und stellte mich vor die Frage, wer ich wirklich bin. „Selbst-Ort“, schwang es unentwegt fragend und ge-

bethaft in meinem Inneren und drängte auf eine Antwort. Das Wiederholen dieser mantrischen Formel ging mit der Freude einher, dass es dem Fischer gelang, mit solch einfachen Aussagen eine Seite in meinem Innersten wachzurufen, die bis dahin verborgenes Land meiner Seele war. Manchmal näherten sich aus diesem Reich fremdartige Boten, doch ohne dass ich ihre Zeichen deuten konnte.

Bei einem späteren Besuch griff er meine Frage nach dem Zelt wieder auf. Er spürte, dass meine Seele reif war, weitergeführt zu werden. Er sagte: „Du hast mich vor einiger Zeit nach dem Zelt in meiner Wohnung gefragt, Josef.“ „Ja“, antwortete ich, während wir das Haus verließen und in den Garten gingen. Er zeigte mit seiner rechten Hand in Richtung See und fragte: „Was siehst du, wenn du zum See blickst?“ Ich ließ seine Frage etwas in mir nachwirken und sprach: „Eine große Weite, die mir das Gefühl von Freiheit schenkt. Ich sehe den Himmel, wie er sich im Wasser spiegelt – seine Wellen reflektieren die



Strahlen der Sonne und verstärken sie ... das vermittelt mir weiten Raum.“ „Wo endet diese Weite für dich? – Wo sind ihre Grenzen?“, fragte er. „Ich weiß nicht ..., – hat der Himmel Grenzen, das Meer oder das Licht?“, erwiderte ich. Darauf der Fischer: „Tief und unermesslich ist der Raum, in dem wir leben, und unbegrenzt, Josef. Er umgibt und durchdringt uns – und doch können wir ihn nicht fassen.“ Zu Ende gesprochen bückte er sich und ergriff eine Schmetterlingsraupe. „Sieh nur, die Raupe einer Colias hyale, einer Goldenen Acht, wie der Falter bei uns heißt ... – welchen Weg sie wohl vor sich hat ...?“ Ich schaute mir die schöne, wie von Künstlerhand bemalte Raupe an und sagte: „Wenn sie es schafft, gegen alle Gefahren der Umwelt und ihrer natürlichen Feinde einen Ruheort zu finden, wird sie sich zum Schmetterling entfalten. Eine kurze Zeit, nicht mal einen Sommer lang, wird er über Felder und Wiesen fliegen und sich an vielen Blumen sättigen. Nach der Erfüllung seiner Zeit wird er sterben, ohne eine sichtbare Spur seiner farbigen Pracht zu hinterlassen.“

Von der Unmittelbarkeit meiner eigenen Worte erschrocken, wurde ich still. Mir wurde bewusst, dass der Weg des Schmetterlings ein Bild für unser aller Leben und Schicksal ist. „Die Blume verwelkt, das Gras verdorrt und der Ort, an dem sie standen, weiß von ihnen nichts mehr. Unser Körper, unsere Gestalt folgen dem Weg des Schmetterlings, Josef – doch ist dies die letzte Antwort?“ Dieser Satz des Fischers war keine wirkliche Frage an mich. Still und stumm blickte ich konzentriert zu ihm hin. Dieser setzte die Raupe auf eine Blume und fuhr fort: „Was spürst du tief in dir selbst, Josef? – in jenen Momenten, da dich kein innerer oder äußerer Gedanke ablenkt und sich eine Tür im Verborgenen deines Geistes zu öffnen beginnt? Ich weiß, dass du diese Augenblicke erlebst, sie festzuhalten versuchst und sie eine Verwundung in deiner Seele hinterlassen, die dich nicht loslässt.“ Der Fischer hatte, mit diesen Worten aus einem verborgenen Bereich meines Herzens gelesen. Ich erkannte, dass er mir helfen konnte, das vertraute und doch so fremde Alphabet ei-

ner tiefen Wirklichkeit in mir, zu deuten. Dass sie da war, hatte ich schon immer gespürt. Sie glich einem Wort, einem Ruf aus der Mitte meiner Seele, zeitlos und alles umfassend. In dem Moment, da der Fischer das Geheimnis ansprach, berührte er die Schatztruhe dieser rätselhaften geistigen Präsenz in mir. Er wies auf sie hin – deren Schloss konnte jedoch nur der Besitzer der Truhe selbst entriegeln. Den Schlüssel zu finden, war der Weg, den der Sucher bewältigen musste. Langsam und sehr nachdenklich antwortete ich: „Da bin ich ganz bei mir ... – Es ist ein Mirselbst-bewusst-sein, das wie ein besonderer Ort im eigenen Lebenshaus erscheint: klar, zart, unzerstörbar, alles durchdringend, liebend, Freude weckend, sanft, still, – ohne Mauern.“ „Deswegen“, antwortete der Fischer, „lebe ich mitten in der Wohnung in einem Zelt. Du selbst gibst die Antwort. Die tiefste Schicht unseres Bewusstseins, das Persönlichste und Geheimnisvollste, jenes, das unser wahres Selbst ist, gleicht einem heiligen Zelt. Es ist, wie du es beschrieben hast, zart, empfindsam, auf das Göttliche hin transpa-

rent und alle Mauern überwindend. Das Zelt in meiner Wohnung ist ein Symbol dafür. Es mahnt, mein Ego und seine Selbstsucht zu überwinden und aus den tieferen Anlagen meines wahren Selbst, das eine geistige Wirklichkeit ist, zu leben. In ihm wohnt ein Wort unermesslicher Weite und Freiheit, das Freude ist und zur Liebe drängt. Es lässt mich erkennen, wer ich wirklich bin. Mein Körper ist gestaltet und geht wie beim Schmetterling der Auflösung entgegen – die innere Gestalt, der Schlüssel für das, was ich wirklich bin, bleibt. Vor dem Haus erzählen die Weite des Sees und des Himmels von einem großen Raum, in dem alles geborgen ist. Der See, der Himmel und der Raum lehren mich, mit wachem, hellem Auge den Moment des Augenblicks, als ewig zu erfahren. Im Jetzt meines Lebens fallen Gestern und Morgen schicksalhaft zusammen.“

Als wir dieses Gespräch führten, lag das Kindesalter bereits hinter mir; ja, mein Abitur war schon in Sichtweite. Die seit Kindertagen dau-

ernde Vertrautheit ließ mich zu einem Verwandten, vielleicht sogar Sohn des Fischers werden – tatsächlich aber war er der beste Freund, den ich je hatte. Mit ihm konnte ich über alles reden. Oft gab er mir nicht einfach einen Rat, zu dem er leichthin fähig gewesen wäre, sondern leitete mich an, Lösungen, in mir selbst zu finden und ihnen zu vertrauen. Er war überzeugt, dass im Herzen des Menschen die Spuren seines Schicksals eingezeichnet sind und die Antworten auf alle Fragen. Immer wieder sagte er, wir sollten nicht nur Wissen sammeln, sondern uns um wahre Herzenserkenntnis bemühen. Es ging ihm darum, dass der Mensch in all den Widersprüchen, die er mit sich auszufechten hat, auf seine innere Stimme hört. Sie sei bedeutender als die oft unklaren Wahrheiten der Außenwelt. Der Fischer glaubte fest daran, dass jeder, egal welches Schicksal ihn ereilte, seinen Stern zum Guten ordnen könne – allein aus der Kraft seines Herzens.

Es war für mich Bedürfnis und selbstverständli-

che Gewohnheit, den Fischer, wann immer ich konnte, zu besuchen. Da seine körperlichen Kräfte langsam, aber doch spürbar abnahmen, wurde ich für ihn zu einer Stütze, die ihm bei verschiedenen Aufgaben half. Ich mähte den Rasen, half bei der Obsternte, machte Besorgungen oder begleitete ihn bei solchen. Obwohl der Fischer nicht gerne über seine Vergangenheit sprach, traten doch immer wieder Teilstücke seiner Biografie zutage. Sie ließen erahnen, dass er sich als junger, suchender Mensch in der Nähe von religiösen Meistern aufhielt und sich von ihnen unterweisen ließ. Er praktizierte Meditationsmethoden eines weit Fortgeschrittenen und war mit den wesentlichen östlichen Übungen so vertraut, wie mit den wertvollen Schätzen christlicher Spiritualität. Früh hatte der Fischer die Suche nach der Wahrheit hinter sich gelassen, um sich ganz und gar von der Weisheit ergreifen zu lassen. Irgendwann konnte er seinen gescheiterten Heiratsversuch als eine Episode betrachten, die nicht seiner wahren Bestimmung entsprach. In dem Priester und Zen-Meister

Hans Misogi Natale hatte er seinen bedeutendsten Lehrer gefunden. In unmittelbarer Nähe zueinander im westfälischen Land aufgewachsen und fast gleich alt, waren sich beide schon früh begegnet. Nach intensivem geistigem Austausch während einiger gemeinsamer Schuljahre, verloren sich ihre Wege. Später stieß der Fischer auf seinen Reisen durch Asien auf die Spuren seines früheren Schulkameraden, der inzwischen in Japan ein christliches Meditationshaus leitete. Wie sich herausstellte, war er in einen katholischen Orden eingetreten und später in die dortige Ordensprovinz geschickt worden.

Als wir einmal über das Leiden, den Verlust und den so oft erlebten Schmerz in unserem Leben sprachen, erinnerte sich der Fischer seines längst verstorbenen Freundes Natale und sagte: „Als ich in einer Phase großer Verunsicherung und Trauer war, erzählte er mir ein Gleichnis: Er sagte: „Im Buddhismus wurde die Lotosblüte, die aus dem Morast emporwächst, zum Symbol der Erleuchtung gewählt.“ „Warum?“, fragte ich

ihn. „Die lautere Reinheit und strahlende Helligkeit des menschlichen Herzens muss aus dem trüben Sumpf, dem Dunklen und Abtrünnigen seines ungeläuterten Wesens aufsteigen und es verwandeln. Es ist ein Bild für unser Leben. Ohne jene Schmerzen, Ängste und Einsamkeit, die unser Leben immer wieder durchziehen, wüssten wir nicht, wie wir anderen in eben diesen Leiden beistehen sollten. Unser Leiden ist der düstere und doch fruchtbare Acker, auf dem sich die Blume unserer Herzenserkenntnis erhebt. Durch die freigesetzte Liebe kann der Mensch alles im Urlicht des ersten Schöpfungsmorgens erkennen und daraus Kraft zur Wandlung erfahren“, antwortete Natale.



**L**eiden und Vergänglichkeit waren häufig Thema unserer Gespräche. Auch dem Fischer war Leid nicht erspart geblieben und doch machte er den Eindruck völliger Befriedung. Er schien von jeder Art Trauer, Freudlosigkeit oder Selbstmitleid frei zu sein. Immer war sein Gemüt ausgeglichen, friedfertig, gütig und heiter – zweifellos hatte er Frieden gefunden. War die Ruhe, die er erlangte, die Frucht durchlebter Leiden? – oder einfach nur die Veranlagung seines Charakters, die sich positiv entfalten konnte? Womöglich hing es doch mit seiner geschulten Meditation, seiner Versenkung in den innersten Raum seines Bewusstseins, zusammen. Ihm maß er heilige Bedeutung zu.

In einer Stimmung der Wehmut, wie sie einem nur in den nebelverhangenen Herbsttagen am See überkommen konnte, sagte ich einmal zu ihm: „Was nützt dies ganze Meditieren, wenn am Ende doch das unausweichliche Loslassen steht? Jede unserer noch so verdienstvollen Lebensleistungen wird vergehen, wie die aufkom-

mende Morgensonne den Frühnebel erster Herbsttage verscheucht. Das Los des Menschen ist, ein sich windender Nebelhauch zu sein. Vom Acker bäumt er sich auf und dreht sich ständig um sich selbst – mal diese, mal jene Form oder Gestalt annehmend. Der Wind treibt ihn hin, über das Feld, von dem er nicht loskommt – kaum ein Moment des stillen Verharrens –, um endlich, schattenhaft, ohne eine Spur zu hinterlassen, als Spiel diffuser Naturprozesse aufgelöst zu werden. Auch wenn die meditative Versenkung ein Mittel für uns ist, unser geistiges Bewusstsein zu schärfen und von entfremdenden Einflüssen frei zu werden, was nützt es letztendlich?“

Der Fischer ahnte schon lange meine aufkommende Skepsis gegenüber den Meditationsübungen. Er hoffte, dass ich sie irgendwann offen äußern würde. Seit Jahren hatte er mich auf meinem Lebensweg begleitet und mich in meiner Suche, zu der er in meiner Kindheit den ersten Anstoß gab, unterstützt. Aufmerksam ver-

folgte er all die Zeit meinen Weg, im Glauben, dass ich zu etwas Großem bestimmt sei. Vielleicht dazu, die tiefsten Geheimnisse seiner geistigen Lehrerschaft von ihm zu empfangen und sie anderen Menschen weiterzugeben.

Fern war er mir stets nah; in der Nähe fern genug, um meinen Weg nicht zu verstellen. Er führte mich in die Grundübungen der Meditation ein und ließ mich darin zu Meisterschaft gelangen. Er lehrte mich die Achtsamkeit der Lebensführung und unterwies mich im Umgang mit den physischen und psychischen Kräften meines Körpers. Durch ihn erfuhr ich den Zusammenhang von Atem und geistiger Versenkung, von spirituellem Wachstum und ethischem Handeln. Schritt für Schritt, eher spielerischer Tanz als strenger Marsch, führte er mich dem Bewusstsein eines Höheren, als wir selbst sind, entgegen und ermutigte mich zum Gebet. Dabei hielt er mir keine Vorträge, sondern gab Hinweise. Manches deutete er nur an, in der Hoffnung, ich werde das Wesentliche selbst

herausfinden. Immer ließ er mich seine ehrliche Aufmerksamkeit und sein höfliches Interesse spüren.

Dass ich eine Zeit des Zweifels durchlief und manches hinterfragte, sah er positiv. Es war für ihn ein Zeichen des Wachstums, Signal eines nahenden Durchbruchs, der mich in eine neue Ebene meines Bewusstseins führen sollte. So ließ er sich mit einer Antwort auf meine Frage nach dem Sinn der Meditation viel Zeit, dann jedoch geriet sie zu einem der tiefsten und persönlichsten Lebenszeugnisse, die er mit mir teilte. Er sagte: „Wenn Mann und Frau sich in liebender Nähe umschließen und der Lebensfunke keimend den Weg seiner Bestimmung findet, liegt in diesem einen, diesem kleinen Beginn, die Hoffnung der ganzen Menschheit geborgen. Das Wachstum verändert Mutter und Vater. Hoffnung und Freude begleiten den Lauf des Werdens, der immer Wandlung ist. Wenn das Kommende in Stille reift und die Zeit der Geburt gekommen ist – durch was muss es hindurch,

Josef? – durch einen großen Schmerz, dem die Freude folgt. Wie in der körperlichen, so ist es auch in der geistlichen Geburt. Wir alle werden körperlich geboren, aber es gibt nur Wenige, die in geistiger Weise geboren werden. Für die meisten Menschen bleibt ihr inneres geistiges Auge verschlossen, und alles, was sie sehen, ist immer nur das, was sie meinen zu sehen. Erst wenn der Mensch zu sich selbst erwacht und sein höheres Bewusstsein aufgetan ist, sieht er sich selbst und die Dinge um sich herum, wie sie wirklich sind.“

„Gibt es ein verwandtschaftliches Band zwischen jenen, deren Augen zu klarer Schau geöffnet sind?“, fragte ich ihn. Er antwortete mit einem geheimnisvollen Gleichnis: „Vor sehr langer Zeit wurden jene, die ihren Weg mit reichem Gewinn für andere beschritten, Fische des großen Königs genannt. Unter ihnen gab es Bezeichnete: Sie waren noch vor ihrer Geburt zu lichter Schau bestimmt und wurden mit dem geöffneten dritten Auge geboren – eingesetzt als Hüter des

Sees, der königlichen Fische. Diesen Fischen war bewusst, dass sie sich in einem großen Teich befanden, was das "Erwachen der Fische", genannt wurde. Erwachte Fische konnten durch das Wasser, in dem sie schwammen, hindurchblicken. Sie erkannten, dass das Spiel des Lichtes, welches das Nass durchdringt, seinen Ursprung in einem viel größeren Licht außerhalb ihres Gewässers hatte. Sie spürten, dass die Strömungen, Wandlungen und Einflüsse, denen sie ausgesetzt waren, durch die Kraft beseelter Winde zustande kamen, die sowohl von der Tiefe als auch von der Oberfläche her auf das Wasser einwirkten. Die Fische des großen Königs wussten, dass sie nicht gegen die Macht des Stromes ankämpfen konnten, sondern sanft durch ihn hindurchgleiten mussten." „Zu welchem Ziel?“, fragte ich. „Die Zeit, Josef“, sagte der Fischer, „verwandelt, doch zeitlos ist des Wandels inneres Zentrum. Wer sich in Versenkung übt, erkennt, dass wir in einer Art Glashäuschen leben. Wo immer wir hinschauen, gibt es uns den Blick frei auf das, was wirklich ist – sofern wir auf das, was wir zu

sehen wünschen, vorbereitet sind und es aufrechten Herzens ersehnen.“ „Wer ist der König?“, konnte ich mich nicht unterdrücken zu fragen. „Der die Macht hat“, so der Fischer, „die Türen des Glashauses zu öffnen“.

Im letzten Satz kam die Wahrheit des Fischers zum Ausdruck, die die Meditation als einen Weg zu diesem großen König auffasste. „Bei allem, was wir tun können, und wir sollten es tun“, sagte er, „gibt es einen, der uns voraus ist und uns entgegenkommt. Es ist der große König selbst, aus dessen Quelle sich alles verdankt. Zwar tritt jeder Mensch schicksalhaft mit dem Rücken zu ihm in die Welt. Wer aber später sein Leben auf ihn ausrichtet und sich seiner gegenwärtig weiß, wird in der Tradition des alten Seereichs, "Umkehrer" oder auch "Späterwachter", genannt. Umkehrer heißen sie, weil sie die Hinwendung zum großen König vollziehen und ihm geistig gesehen nicht mehr ihren Rücken, sondern ihr Angesicht zuwenden.“ Diese Umkehr ist nach den Worten des Fischers eine Umkehr des Den-

kens, Redens und des Handelns – sie ist eine völlige Neuorientierung des Verlangens. Die Meditation unterstützt diese Kehre. Im Laufe eines längeren Prozesses wandelt sie sich von der Betrachtung des inneren Selbst zur selbstlosen Betrachtung der göttlichen Gegenwart in allen Dingen. Ohne Worte und ohne Gedanken vermählt sich der Meditierende dauerhaft mit dem König und wird eins mit ihm.

Der Fischer – das wurde mir deutlich – war ein Mystiker, dessen Suchen und Streben nach Vollkommenheit, der Sehnsucht nach Gott entsprang. Nach seinem Glauben hatte Gott in den zeitlosen Tiefen des menschlichen Anfangs deren höchste Erfüllung in die Schau seiner Gegenwart gelegt – sie dem Menschen als Siegel in die Seele gezeichnet. Des Menschen Bestimmung war es, sich nach Gott auszustrecken. Gott und Mensch waren dabei schicksalhaft aufeinander bezogen. Aus dieser Wechselbeziehung entsprangen alle Hoffnung, aber auch Dramatik des menschlichen Ringens um Glück und Erfüllung



seiner Sehnsüchte. Es war, wie der Fischer es nannte, die Tragödie des menschlichen Daseins, das ohne Unterlass nach Erfüllung strebt und doch immer hinter sich zurückbleibt – in allem. Dieses Drama entspann sich in kosmischen Dimensionen, weil die Menschen nach der Vorstellung des Fischers, geborene Kinder des Universums waren. Von ihrer Abstammung her sah er sie als Kinder des Lichtes. Die geheimnisvolle Lebenskraft, die aus den scheinbar willkürlichen Strukturen des Universums den Menschen hervorbrachte, offenbarte für ihn einen väterlichen Grund. Wer seine Bestimmung erkannte, erhielt von ihm her ein unerschütterliches Vertrauen, dass nichts aus seiner Ordnung herausfallen kann. Der Mensch vermag in das Geheimnis seines lichten Ursprungs einzutreten, das das Geheimnis seines irdischen Daseins ist. Der Tod ist aus dieser Perspektive nur eine Brücke, die der Fischer als Wandlung des Daseins auf ein Ewiges hin, verstand.

In diesem Weltverständnis gab es kein Festhal-

ten mehr, kein blindes Unglück – kein böser Gott betrog den Menschen um irgendetwas, sondern durch alle Freude und alles Leid hindurch war nur Wandlung und Geben, Liebe und Hoffnung. Allerdings stellte es den Menschen in die Pflicht der Reinigung seiner Gedanken und Handlungen. Die Konsequenzen seiner gelebten Entscheidungen blieben nie ohne Wirkung bis in das Ewige hinein – welches das Bleibende ist. Eine Vorstellung, dass der Mensch, wie ich es in meiner Frage an ihn formulierte, „von diffusen Naturprozessen aufgelöst wird“, stellte für den Fischer eine völlige Verkennung der Naturwirklichkeit dar. Die Erde war ihm Offenbarungsort viel größerer Zusammenhänge und Ort heiligen Geschehens.

**D**em Umschlag vor mir entnehme ich ein Leinensäckchen. Noch ehe ich die Schnur des Beutels gelöst habe, verrät sich sein Inhalt. Im leisen Klirren der Perlen und Türkise verrät sich die Gebetskette des Fischers.

Ein Lächeln huscht über meine Lippen – ein flüchtig aufscheinendes Licht in finsternem Raum. Hervorgerufen von dem Gedanken, in diesem Kranz etwas zu besitzen, das in so unmittelbarer Beziehung zum Fischer steht, als sei er selbst anwesend. Egal was der Fischer tat, wo er hinging oder sich aufhielt, seine Gebetskette begleitete ihn. Wenn er sie nicht gerade in der Hand hielt, ruhte sie in der Rocktasche oder hing am Gürtel.

Zur Freude über den Besitz dieser Kette tritt ehrfürchtiger Schreck. Hatte ich nicht immer eine seltsame Scheu, den Fischer auf die Perlen schnur anzusprechen? Seit unserer ersten Begegnung kam sie mir nicht aus dem Sinn. Obwohl ihm dies nicht entgangen sein konnte, kam er nie, auch nur andeutungsweise darauf zu

sprechen. Mit den Jahren allerdings gab dieses eigenwillige Gebinde doch etwas preis und erzählte über die verborgene Wahrheit des Fischers.

Wie alles im Leben Bedeutsame sich immer wieder von neuer und unerwarteter Seite zeigt – so, dass, wenn man glaubt, ein Ding sicher und zweifelsfrei begriffen zu haben, es dann doch wieder eine neue Seite seines Geheimnisses offenbart und uns überrascht –, so war es auch mit dieser Perlenkette. Seine Symbolsprache war eine fortdauernde Entdeckungsreise, in der alles, was man zu erkennen meinte, immer noch tiefer ausdeutbar war. Darin war der Kranz ein Sinnbild seines Trägers. Denn selbst da, wo einer glaubte, vor einer Wand aus Eisen zu stehen, die unbeugsam wie von Riesen errichtet jedes Weiterkommen verhindert – da schritt der Fischer leichtfüßig hindurch. Wie durch das duftende Gestöber zarter Kirschblüten, eines vom sanften Frühsommerwind bewegten Obstgartens, tänzelte er hindurch – und führte mit, wen er wollte.

Ich muss lachen. Mit einem Mal herzlich lachen. Mit einem Lachen, das alle eben noch gehegte Scheu verfliegen lässt. Ich denke nämlich daran, wie oft wir tatsächlich solch Obstblütengestöber in seinem Garten erlebten. Welchen Spaß es uns einmal bereitete, um die Wette umherfliegende Blütenblätter einzufangen! Ein arg seltsames Bild, wie da ein alter Mann und ein Junge in einem Regen von Blütenblättern umhertanzten.

Lange hatte ich nicht mehr so frei und ungezwungen gelacht – erst jetzt wird es mir bewusst. Wie von einem tristen Schleier war mein Gemüt verhangen. Meine Motivation war durch die planlose Suche nach der Richtung meines Weges wie gelähmt. Auch meine Beziehung zu Britta war nur eine willkommene Ablenkung, endlich Verantwortung für mein Leben zu übernehmen. Es wäre gut gewesen, ich hätte den Fischer noch vor seinem Verlassen der Welt aufgesucht. Ihn, der mir doch früher immer neue Horizonte erschloss. Doch meine Scham verhinderte es, und darüber vergingen Jahre. Wäh-

renddessen wechselte ich von meinem Kunststudium zur Philosophie. Nach einigen Semestern wechselte ich von dort zur Anthropologie, um das Studium schließlich ganz abzubrechen. Nirgends hielt ich es lange aus. Es folgte der Versuch einer Ausbildung zum Bankkaufmann, die im zweiten Jahr scheiterte. Dann, die Tischlerlehre, vor der ich in diese große anonyme Stadt flüchtete, und aus der natürlich auch nichts wurde. Seitdem halte ich mich mit Taxifahren und dem Job bei einer Pizzeria über Wasser, bis ... ja, bis wann eigentlich?

Alles, was der Fischer mich lehrte, hatte ich Stück für Stück vernachlässigt, preisgegeben oder vergessen – wie also hätte ich vor ihn hintreten können? Er selbst, daran hatte ich in diesem Moment keinen Zweifel, hätte meinen Weg nicht als missglückt angesehen. Das, was die Menschen gemeinhin Versagen nennen, sah er in anderem Licht: „Es ist dein Leben, Josef“, sagte der Fischer einst zu mir, „das seinen schicksalsbedingten Lauf nimmt. Es bewegt sich durch

deine Erfahrungen des stetigen Festhaltenwollens und Verlierens; irgendwann aber wird das dir bestimmte Ziel deines Lebens für dich deutlich werden. Das, wofür es sich für dich lohnt, loszulassen, um zu erhalten, und zu sterben, um zu leben.“

Loslassen! Finden? Beginnt nicht selbst für den, der loslassen konnte, eine erneute Suche, die wiederum Wagnis, Drangsal und Gefahr mit sich bringt. Mir scheint, der Fischer hat diese Wahrheit in einem lang zurückliegenden Gespräch angedeutet, als er sagte: „So wie sensible Fischarten eines Sees oder Flusses durch Verschmutzung der Gewässer zugrunde gehen, so gehen viele der feinsten und begabtesten Charaktere unserer Zeit an der Leerheit und Geistlosigkeit ihrer Umgebung seelisch zugrunde. Es sind nicht nur Tierarten und Pflanzen, die aussterben, Josef – auch Menschenarten sterben aus.“ „Was ist diese Leere?“, fragte ich ihn damals, und er antwortete: „Die Leere ist Kälte, die aus der Haltung entsteht, alles nur äußerlich zu erfassen, festzu-

halten und zu besitzen. Unsichtbar und schleichend ist diese Kälte. Kaum dass sich ihr jemand entziehen und der geistigen Erstarrung, die sie herbeiführt, entfliehen kann. Schließlich verschlingen die Menschen sich in ihrer Selbstsucht gegenseitig. Sind sich einander nur noch ein Ding der Ausbeutung in jeglicher Form.“

Nach Meinung des Fischers gab es jedoch auch Zeiten und Orte, in denen es einfacher war, geistig begabte Menschen zu erkennen und den Weg ihrer Bestimmung zu fördern. Deswegen sagte er einmal: „Bemühe dich, Josef, den Charakter deiner Zeit und der Gesellschaft, in der du lebst, genau zu verstehen, damit du deine Gaben, Kräfte und Fähigkeiten wirkungsvoll einsetzen kannst.“

Was nun den Gebetskranz des Fischers angeht, ist sein auffälligstes Element ein großer, elfenbeinener Fisch. An seinem Maul liegen zwei goldene Ringe – die beidseitigen Abschlüsse der Perlenschnur sind. Ein schwarzes Lederbänd-



chen, das durch das Maul des Fisches gezogen ist, verbindet die Goldringe zum runden Kranz. Der Fisch, hatte ich herausgefunden, ist ein Sinnbild für den Menschen. Zunächst für jeden Menschen in seiner grundsätzlichen Bestimmung zur Mittlerstellung innerhalb eines großen, zusammenhängenden Gefüges. Im Speziellen aber – und darauf verweist die Farbe des Fisches – ist er eine sachte Anspielung auf die erwachten Fische, von denen der Fischer in seinem Gleichnis vom königlichen Fischteich sprach. Weiß verweist auf das Geheimnis des Ursprungs und wird für diejenigen "Fische" zum Symbol, die unbeirrbar den Weg der Umkehr beschreiten. Auch wenn der Fischer das selbst so nie gesagt hatte, lag es auf der Hand. Er selbst kleidete sich oft und gern in Weiß, jedoch nie in einem ganz gebleichten Stoff – er bevorzugte stattdessen naturweißes Leinen und ebensolche Baumwolle. Auf seine Vorliebe für diese Farbe von mir angesprochen, sagte er: „Für jene, die den Frieden und das Licht lieben, scheint mir weiß die passende Farbe zu sein.“

Gegenüber dem, was ich in der Anthropologie über den Ursprung des Menschen gehört habe – all die vielen und zum Teil recht unterschiedlichen Theorien zur Entstehung des Menschen –, musste man den Fischer mit seiner Rede von der Herkunft des Menschen, geradezu für naiv halten. Gleichgültig, welcher Beweiskraft man den einzelnen Theorien zugestand – es scheint erwiesen, dass sich die Spuren unseres menschlichen Werdens im Nebel einer über 600 000 Jahre zurückliegenden Vorzeit verlieren und sich damit jeder letztgültigen Bestimmung entziehen. Für den Fischer gab es freilich keine Widersprüche – nur verschiedene Zugänge. Viele Probleme stellten sich für ihn deshalb nicht, weil ihm die Fragen auf einer ganz anderen Ebene begegneten. Er lebte in einer konzentrischen Weltsicht, in deren Zentrum sich Gegensätze aufhoben. So sagte er einmal: „Keiner kann etwas über das Vergangene sagen, Josef, außer er vertieft sich in das Gegenwärtige. Lausche in dein Inneres und erfahre die Wirklichkeit, die war, die ist und die sein wird. Sie ist nicht trenn-

bar. Viele Probleme beginnen mit einer falschen Vorstellung von dem, was wir gemeinhin als Zeit bezeichnen.“

Die weitverbreitete Haltung des Menschen, sich als ein isoliertes Gegenüber zur Welt zu betrachten, war für ihn Zeichen der Unwissenheit und Selbstentfremdung. Der Mensch blieb zwar auch für den Fischer ein freies und unabhängiges, in sich selbst stehendes Wesen – jedoch von einer weisheitlichen Macht durch die Materie der Welt hindurch erschaffen, die von innen wirkt und den Menschen mit einer natürlichen Beziehung zum Ganzen ins Leben entließ. Alles hatte Teil an dem einen Ursprung, sodass man nicht nur sich selbst, sondern auch alles andere in ihm wiedererkennen konnte. Diese Erkenntnis konnte über die Meditation der inneren oder der äußeren Welt gewonnen werden. In der gewonnenen Erkenntnis hob sich der Bruch der Lebenswelt und des eigenen Daseins auf. Alles offenbarte sich aus dem Ursprung, für den der zur Schau des Wirklichen gelangt ist.

Zurück zum Perlenkranz: Wie gesagt, verbindet ein schwarzes Lederbändchen die beiden Enden des Kranzes. Das ist dunkel und schicksalhaft. Wer mochte diesen feinen Knoten geknüpft haben, der den Fisch so in seiner Stellung fixiert und die Linie zum Kreis werden lässt?

In der Erkenntnis seiner Bestimmung erfährt sich der Mensch – im Symbol des Fisches – in einer Mittelstellung. Das entspricht der Wahrheit des Fischers, dass die Menschen aufgrund ihrer geistigen Begabung, ein Zentrum innerhalb der Welt darstellen. Denn ihnen ist es als einzigen Wesen möglich, in Berührung mit der universalen Mitte des Ganzen, dem Ursprung, als dem glaubwürdig Wirklichen, zu treten. Der Mensch ist für den Fischer die Perle eines Ringes. Der Ring ist die Schöpfung, die durch die erleuchtete Mittlerstellung des Menschen nicht nur zusammengehalten wird, sondern ihr Tiefe und Glanz verleiht. Dazu sagte der Fischer: „Je mehr ein Mensch die wahre Stellung seiner Bestimmung erkennt und all seine Gedanken, Neigung-

gen, Sinne und Affekte in einer liebenden Haltung im Innersten seines Herzens sammelt, desto mehr einigt er, was getrennt, – und sein Glanz nimmt zu.“

So verwundert es nicht, dass sich gegenüber dem Fisch das Symbol des geheimen Ursprungs befand. In seiner herausgehobenen Stellung dominiert es das Gefüge in jeder Hinsicht. Auch materiell, denn es besteht aus reinem Gold.

Die Steine und Perlen der zwei Reihen sind so aufgefädelt, dass sie sich gleich zwei Flüssen, die einer Quelle entspringen, vom Symbol des Ursprungs ausgehend vergrößern. Das Symbol selbst hat die Form eines Blattkreuzes, das einer alten byzantinischen Tradition entstammt. Es besteht aus vier abstrakt angedeuteten Blütenblättern, die sich je links und rechts mit ihren Spitzen berühren. Durch die dazwischenliegenden Hohlräume lassen sie ein schlichteres, sozusagen unsichtbar-sichtbares, Kreuz entstehen. Den frühen Christen war es ein Hinweis auf die

geistige Welt, die unserer sichtbaren Welt der Erscheinungen zugrunde liegt. Anderen war es ein Hinweis auf die Seele oder den Himmel. Dieses Blattkreuz, über das ich die letzten Jahre viel nachdachte, wurde zur deutlichen Spur, die den Fischer als Christ auswies. Es unterschied sich übrigens stark von dem gotischen Kreuz, das er in seiner Wohnung hängen hatte und das mir schon früh in seinem Haus auffiel. So lange ist es her, dass ich das letzte Mal dort war – doch die Erinnerung an jenes Bild blieb: An einem alten, brüchigen Stück Holz hing ein nackter, zerschundener Körper. In unvorstellbaren Qualen, die ausgestreckten Arme und Beine abnorm verrenkt, floss überall Blut an dem gefolterten Körper herab. Teilweise stellte der Künstler bloß gelegte Muskelpartien, Knochen und Hautfetzen dar. Dort, wo nach der Tradition dem bereits Toten eine Lanze durch den Leib getrieben wurde, klaffte eine faustgroße Wunde, aus der sich geradezu ein Sturzbach rubinfarbenen Blutes ergoss. Erschreckend realistisch, war es ein durch und durch abstoßendes Bild menschlicher

Schmerzen und Leiden. Ich hätte mich mit Grauen und Ekel abgewendet, wäre da nicht dieses fein gearbeitete, sanfte Gesicht gewesen. Jeden, der auch nur einen Moment dieses Bild ansah, zog es nach einer ersten Irritation mit zwingender Macht in seinen Bann. In heftigem Widerspruch zu dem Erduldeten strahlte es einen unbeschreiblichen Frieden aus. Tiefe, unerschütterliche Gewissheit, die eigene Bestimmung erfüllt zu haben. Wissend, den Weg völliger Hingabe, bis zur schrecklichen Auslöschung gegangen zu sein, war in dem Gesicht kein Zug des Triumphs, sondern nur die hingebungsvolle Rücknahme seiner Selbst, die reine Passion, eingezeichnet.

Als ich wieder einmal vor dem Kreuz stand und mich über die Leiden Christi wunderte, trat der Fischer still hinzu, betrachtete es eine Weile mit mir und sagte dann: „Es war aus Liebe für das Leben, das sie nicht erkannten ..., – sie wussten nicht, was sie taten, er wusste es. Andere erkannten ihn. Sie liebten und wussten, – und auch er wusste.“

Aus alledem wurde mir klar, dass Christus für den Fischer das lebendige, menschliche Angesicht des verborgenen Ursprungs war. In der Person Jesu kamen Liebe, Wahrheit, Geist und Weisheit des Schöpfergottes für uns Menschen zum höchsten Ausdruck. Sein Weg endete nicht mit dem Tod am Kreuz, sondern wandelte sich durch den Tod hindurch zu einer neu erwachten Existenz ewigen Lebens. Dieses wandelte auch das Kreuz der Marter zum Auferstehungskreuz, im Symbol jenes goldenen Blattkreuzes. So jedenfalls das Verständnis alter christlicher Traditionen. Frühe Christen verehrten ja vor allem den von den Toten erstandenen Allherrscher. In seiner geistig abstrakten Darstellung soll das Blattkreuz auf die kosmischen Dimensionen der Weisheit Gottes hindeuten. Vielleicht kommt es sogar einem Namen Gottes gleich, seinem heiligen Wort. So hieß es auch, es sei das Kreuz der Wiederkunft.

Die Menschen, denen der religiös-geistige Zugang zum Glauben fehlt, können das Kreuz von



Golgatha freilich nur als künstlerische Illustration eines geschichtlichen Ereignisses betrachten. Auf meine Frage, welches in unserer Zeit die entsprechende Kreuzesdarstellung wäre, antwortete der Fischer rätselhaft: „Ecce homo! Sieh die Menschen, Josef.“

Andächtig ließ ich den Kranz durch meine Finger gleiten. 15 zum Teil unterschiedliche, aber sorgsam angeordnete Steine waren auf der einen, 21 bildeten die andere Seite. Beide Reihen gingen von derselben Blattspitze des Kreuzes aus und mündeten in den goldenen Ringen, an denen sie befestigt waren. Zwischen diesen Ringen war der erwähnte weiße Fisch, der die beiden Schnüre zum Kranz zusammenfügte. Sowohl die Gliederung der Perlen als auch der Sinn der beiden Goldringe waren für mich kaum zu entschlüsseln.

Die Reihe, die im gleichmäßigen Wechsel aus je 10 Elfenbeinperlen und 10 Türkisen bestand, diente dem Fischer zum Abzählen eines rhyth-

mischen Gebets, dessen Wortlaut ich nie erfuhr. Mir fiel nur auf, dass dieses Gebet immer bei dem Blattkreuz seinen Ausgang nahm. Die andere Reihe war in ihrer Zusammenstellung wesentlich komplexer. Ohne Zweifel stellte sie eine höchst durchdachte Ordnung dar. Mit jedem Stein größer werdend, gingen sechs Türkise von dem Kreuz aus. Ein siebter war von zwei dunkelblauen Glasperlen eingerahmt. Warum dieser Stein innerhalb einer zusammenhängenden Folge so deutlich herausgehoben war, kann ich nicht sagen. Diesem Stein folgten, diesmal im Wechsel mit drei dunklen Holzperlen, zwei weitere Türkise. Es ist anzunehmen, dass die drei Holzperlen, wie die restlichen Elemente des Kranzes, eine vielschichtige Bedeutung hatten – gleich ihrem Träger, der nicht über einer einzigen Ebene zu fassen war.

**N**eben der Postkarte und dem Gebetskranz, liegt noch ein weißes, unverschlossenes Kuvert in der Postsendung meines Großvaters. Zu meiner Überraschung – und irgendwie auch wieder nicht – hole ich einen kleinen Ebereschenzweig daraus hervor. Er ist etwas vertrocknet, doch es hängen noch einige der typischen orangen Früchte daran. Der kleine Zweig hätte aus der Hand jenes Wanderers sein können, den Hans Dieter auf seinem Bild verewigte: "Einer, der seinen Weg geht." Die Postkarte liegt beim Kranz – vor mir auf dem Tisch ...

Ein gebrochenes Vogelbeerästchen, mit seinen runden Früchten ...? Nur dieses Ästchen – einen Brief, letzte Zeilen des Fischers an mich, finde ich nicht. Während ich nachdenklich eine der Früchte durch die Finger gleiten lasse, holen mich ganz unvermittelt Erinnerungen an den gestrigen Abend ein. Geschehnisse, die eben noch in weitere Ferne gerückt waren, stehen plötzlich vor mir. Eine Flut von Bildern, die für mich schwer zu sortieren sind. Irgendetwas dar-

an ist nicht so, wie es sein sollte ...

Da war diese abendliche Fahrt mit dem Taxi gestern ... – keine 12 Stunden liegt sie zurück und doch kommt es mir vor wie eine Ewigkeit. Ich sollte in eine Vorstadtsiedlung fahren. Ein Fahrgast wartete dort. Auf dem Weg dorthin geschah etwas ... – wie aus dem Nichts stand ein kleines Kind vor mir auf der Straße. Es war vor Schrecken erstarrt. Gerade war noch sein orangefarbener Ball am Straßenrand zu sehen. Er rollte und hüpfte hinunter ..., den Abhang neben der Landstraße hinunter ..., – dann war er fort ... Kurz noch schien er im Abendlicht auf, wie ein Spiegel der gerade untergehenden Sonne, wie die Sonne selbst, die zum Spiel auf die Erde herabkam. Das Mädchen aber stand und rührte sich keinen Millimeter vom Fleck. Zwei, vor Angst geweitete Augen blickten mich durch die Windschutzscheibe meines Wagens an – und trafen mich mitten ins Herz. Eine Vollbremsung hätte es nicht mehr retten können, nur die Entscheidung, das Lenkrad herumzureißen ...

Ich sage Entscheidung, denn es war kein Reflex, der es mich tun ließ. Es war eine merkwürdige, nicht näher zu erklärende Gewissheit, dass es genau so zu geschehen hat. Gerade so und nicht anders. In jener Sekunde, da mich der Blick des Kindes traf und dem Herumreißen des Lenkrads, schaute ich verschiedene Stationen seines Lebens. Des vor ihm liegenden Lebens. Wie in einem beschleunigten Film lief es an meinem inneren Auge vorüber: Ich spürte die Liebe ihrer Eltern zu ihrem einzigen Kind. Sah die Heranwachsende zu erster und tiefer Freundschaft erwachen, sah sie am Beginn ihres Studiums, sah sie selbst als junge Mutter Kinder großziehen, sah sie den Weg eines gelungenen und erfüllten Lebens gehen ... sah, die Kraft einer unendlichen Liebe, die alles durchdrang, durchströmte, umfasste und trug. Diese Liebe war mehr als das Kind. War in dem Kind, war in mir, war gleichzeitig in Baum, Stein, Weg, Sonne und Himmel, war der Grund von Allem. Sie war die Kraft, die mich so handeln ließ, wie ich es tat. Mögen andere darüber urteilen, wie sie wollten. Wie durch

ein Wunder glückte es, das Kind blieb unver-  
seht ... – das Taxi ... ganz zerschmettert ...

Langsam schiebe ich den Ebereschenzweig wie-  
der in den Briefumschlag, lehne mich in mei-  
nem Stuhl zurück, schließe die Augen und ver-  
harre in Stille. Ich spüre, wie all die Last der letz-  
ten Stunden, der zurückliegenden Tage, Wochen  
und Monate – ja, vielleicht Jahre – von mir  
weicht. Einem großen Frieden Raum gebend. Ein  
Glücksgefühl in meinem Innern ausbreitend. Al-  
les ist gut. Alles hatte genau so geschehen müs-  
sen. Gerade so und nicht anders. Die Augen  
schließend, vergaß ich die Zeit. Ganz in mich  
selbst versunken verschwand ... Alles ...

Dann, meine Augen wieder öffnend /  
in der Erfahrung neuer Kraft und Frische /  
in die Umgebung meines Zimmers einführend /  
spürend, dass ich nicht allein bin /  
den Fischer im Raum wissend /  
stehend bei mir.

Jetzt, nach so vielen Jahren, sehe ich ihn – in seiner Erscheinung unverändert. Vernehme seine Worte: „Josef ... wozu verharren? ...

Aufstehend /  
meine fragenden Augen auf ihn richtend /  
sagend:

*Es war für mich so schwer, die geistige  
Wirklichkeit in mir zu spüren.*

Antwort hörend:

*Einst, Josef, übtest du dich, den Geist durch die  
Wirklichkeit deines Körpers wahrzunehmen; nun  
erfährst du deinen Körper durch die Wirklichkeit  
des Geistes .*

Dann, ihn auf die Zimmerwand zugehen, sehend. Als könne er durch sie hindurch. Als könnten Stein und Beton seinen Weg nicht aufhalten. Die Hand mir entgegenstreckend. Mich fest im Blick – rufend:

*Komm! – Josef.  
Stärker als der Tod ist die Liebe!*





## **editio florum**

In vielen Kulturen sind Blumen (florum)  
Symbol für spirituelle Suche und geistigem  
Erwachen.

Die vier Bücher der Reihe *editio florum*  
verstehen sich als Repräsentanz neuer  
christlicher Mystik.

Zur *editio florum* des Autors Jürgen Knobel  
zählen:

Vom Hören seiner Worte

\*

Vermächtnis des Fischers

\*

Burggespräche

\*

Auftakt des Nichts

